Version 1.3 bis Würdigung des Entfesselten Globus

Wäre der Weltensammler vor Abfassung von *Lüge Wahnsinn Druckerschwärze* bekannt geworden, hätte Dr. Reinmar seine Polemik gewiß nicht gemildert, sondern sie anhand dieses makellosen Romans wohl noch zugespitzt, denn an dessen Vorzügen ließen sich die Schwächen anderer noch deutlicher aufzeigen.

Ilija Trojanows Weltensammler

Das ist wahre Gewissenhaftigkeit,... die Geschichte zur Wahrheit zu verfälschen, diese Maxime markiert S.126 die Wandlung des namenlosen Lahiya zum Literaten und steht auch als innerer Leitsatz über Ilija Trojanows Weltensammler, denn öfter ändert der Autor historische Fakten zugunsten des Kunstwerks, aber auch im Dienste tieferer Wahrheit:

Es geht ihm um die Annäherung an ein Geheimnis, doch bei näherem Zusehen erscheint eine Verengung einzig auf die ungewöhnliche und faszinierende Persönlichkeit Sir Francis Burtons unzulässig, obwohl ihn alle anderen wie Satelliten umkreisen.

Durchorganisiert erscheint dieses Meisterwerk bis in Einzelheiten, deren Durchdringung mehrere Arbeiten erforderte, daher soll nur ihr Rahmen abgesteckt werden:

In drei Teilen, zugleich Stationen, überspannt der Roman sechzehn Jahre der Hoffnung, ein anderer Ausdruck für Burtons Unbehaustheit und Ruhelosigkeit, sein Getriebensein; sie gelten Karriere und persönlichem Glück (Indien), dann innerer Festigung in Glaubensgewißheit (Arabien), schließlich nur noch Entdeckerruhm und insbesondere einer Leibrente (Afrika). Sie alle scheitern.

Den drei Regionen werden eigene Ausdrucksweisen zugeordnet, Indien spiegelt sich in einer kraftvollen, weil bildmächtigen, hochmanieristischen Metaphorik oft concettistischer Struktur, wie man sie lange nicht mehr vernahm:

Manchmal rülpste die pralle Stadt. Alles roch wie von Magensäften zersetzt. Am Straßenrand lag halbverdauter Schlaf, der bald zerfließen würde (S. 28).

Arabien bestimmen mehr die bildhaften Vergleiche, während Afrika alle Mittel nutzt, wenn auch deutlich zurückgenommen. Zudem betten sich stets die Personalstile der jeweils Berichtenden mit ihrer eigentümlichen Sichtweise ein, d.h. hier sprechen einmal nicht alle Personen wie der Autor, auch wenn ihr Idiom stets Literatursprache bleibt.

Dadurch entsteht eine suggestive Mehrschichtigkeit des Erzählens, die in Indien hochkomplex angelegt wird, auch weil sich der Schreiber zunehmend vor seinen Kunden drängt. In Arabien fächert sie sich wesentlich beiordnend breit auf, um sich in Afrika einzig auf ein freilich mitteilungsfreudiges Gegenüber zu verengen.

Naukaram, stellungslos und früher Diener Burtons, will sich von einem Lahiya die Empfehlung ausformulieren lassen, die ihm sein Herr schuldig blieb, doch stellt der Schreiber Naukarams Lebenslüge seiner treuen Unentbehrlichkeit durch stetes Insistieren bloß, und so erfährt der Leser in ungemein reizvoller, doppelt perspektivischer Brechung vieles über Burtons Fortbildung in indischen Sprachen, aber auch in der Fähigkeit, als Spion fremde Masken anzunehmen, vor allem aber über seine Beziehung zu einer entlaufenen und ihm von Naukaram zugeführten Devadasi. Hier entlarvt der Schreiber seinen Kunden als heimlichen Parasiten, der endlich abgewiesen wird, dazu als intoleranten Hohlkopf, – und wird darüber zum Literaten (vgl. o.).

Wie fast alle anderen, scheitert auch Naukaram, letztlich in einem banalen, wenngleich rituell

gegründeten Streit mit einem Koch. Durch seine danklose Entlassung versagt nun auch Burton vor ihm, da er erst Naukaram die auslösenden italienischen Flüche verstehen und gebrauchen lehrte. Darum verbog auch der Autor die Fakten, denn nicht der Inder begleitete den Engländer nach Europa, sondern ein anderer Diener.

Obwohl der Indienteil sicher viele Leser besonders fasziniert, bleibt er funktional doch nur wesentliche Vorbereitung größeren Scheiterns: Wiewohl der sprachbegabte Burton sich äußerlich den Unterworfenen gänzlich anverwandelt – dieser exzentrische Individualist treibt die Mimikry in scheinbarer Selbstverleugnung bis zur Beschneidung – und damit neuartig und sehr erfolgreich spioniert, unterliegt er gerade dadurch weiter der imperialen Selbstüberhebung und versäumt so, sich den geistigen Welten Indiens zu nähern. Dies wird deutlich, als sich das Verhältnis zu seinen Lehrern ganz europäisch gestaltet und er sich auch noch als ihr Musterschüler rühmt. Deshalb unternehmen sie gar keinen Versuch, ihn östliche Weisheit zu lehren, die für Guru und Derwisch mit der völligen Unterwerfung und Selbstverleugnung des Unterwiesenen beginnt.

Zwar fühlt sich Burton durch ein Shiva-Fest zunächst wie verwandelt, doch verfällt er einer Illusion, aber er versagt auch vor der einerseits lebenslang mißbrauchten, andererseits geheiligten Geliebten mit dem sprechenden Namen Kundalini, bleibt triebverhaftet und fühlt sich in der Klimax lediglich von Sorgen befreit, mißversteht trotz Andeutungen seines Lehrers spirituell-tantrische Liebeskunst als Technik, wo sie ihm doch die Gottseligkeit im Hierosgamos eröffnen hätte sollen. Zuletzt verrät er Kundalini und seine beschränkte Liebe, und sie stirbt dadurch geradezu zwangsläufig ab: Trojanow setzt das "altmodische" Symbol wieder in volles Recht. Ihren letzten Weg gestaltet er eindringlich als einen der großen Höhepunkte (S. 146f.).

Bis auf die Weisen und womöglich den Schreiberliteraten zerbrechen die Lebensentwürfe aller anderen, schließlich scheitert auch Burtons Karriere, indem er in einen weglosen Loyalitätskonflikt zwischen Empire und einheimischen Vertrauten gerät, wobei der eigentliche Urheber, ein mißgünstiger Offizier, vom Autor unterschlagen wird. Zugunsten einer tieferen Wahrheit setzt er sich stets über verbürgte Intriganten und andere Widersacher hinweg: Burton muß letztlich an sich selbst scheitern.

Schon im Sindh begann die Unterweisung im Islam, und so kann der Engländer die Hadj nach Mekka wagen. Seine ungebrochene Hoffart freilich offenbart sich schon darin, daß er sich um größerer Freiheiten willen für einen Sufi-Derwisch ausgibt, sich also anmaßt, den innersten und schwersten Weg beschritten zu haben. Indes verrät er sich rasch durch ein banales Saufgelage und muß Kairo verlassen. Neben Neugier und Wissensdurst treibt ihn nunmehr die Sehnsucht nach Heiligung in der Masse, gleichsam nach kollektiver Erweckung; immerhin fühlt Burton sich am meisten von dieser Religion angezogen. Doch unmittelbar nach scheinbar tiefer Erschütterung angesichts der Kaaba verwirft er den Gedanken der Unsterblichkeit, verfällt auf den späteren Stationen immer mehr der Skepsis, versucht die Risse mit Sufiweisheit zu kitten, die doch einzig im Erleben trägt. Welch ein Hohn, denn für einen frommen Moslem stellt sich Gottesgewißheit leichter als in anderen Bekenntnissen her, und ein wahrer Sufi erlebt sein Innerstes wie der Sadhu als göttliche Gegenwart. Burton muß in seiner Gottsuche scheitern und für immer auf existentielle Geborgenheit verzichten.

Da die Pforte die Agententätigkeit des Engländers kennt, beschäftigt der vermutete Religionsfrevel auch die Autoritäten Mekkas, ob er Moslem sei oder nicht, was zu einer weitläufigen Zeugenbefragung führt; allerdings überwiegen bald politische Spekulationen. Man sieht Burton

durch viele Augen, und Naukarams innere Treulosigkeit steigert sich zur Beflissenheit des falschen, weil argwöhnischen Jünglings aus Mekka. Das theologische Kopfzerbrechen, ob diese Hadj frevlerisch oder heilbringend sei, ob es einen Herzensislam gebe, findet am Ende eine grelle Entsprechung in den Skrupeln des Priesters, der womöglich einem Ungläubigen die letzte Ölung erwies.

Wiewohl der kürzeste, steht der Arabienteil in jeder Hinsicht zentral, denn aus seiner Mitte greift der Islam in beide Richtungen aus. Trotz der osmanischen Fremdherrschaft scheint diese Region wegen der verwandten Kultur kaum versehrt, überdies residieren hier die geistlichen Zuchtmeister ihrer Besatzer. Afrika hingegen leidet, dumpf und seiner selbst kaum bewußt, an sich selbst und mehr noch unter den Sklavenhändlern und wird, auch in Folge solcher Expeditionen, der maßlosen Conquista anheimfallen, die man euphemistisch Kolonisation nennt.

Burton ist ein homo religiosus, vielleicht ein vocatus, aber kein electus. Mit dem angestammten Christentum längst zerfallen, kann er seine Konditionierung doch nicht abschütteln. So hat er nichts von den Mysterien der höchstentfalteten Weltreligion der Hindus mit ihren zahllosen Wegen verstanden, auch ihre Sakraldrogen erschlossen ihm nichts davon. Selbst der widerspruchsarmen Leistungsreligion des sunnitischen Islam (die Schia fordert mehr ein) vermochte er nicht zu genügen, und nunmehr büßt er seine Mitte gänzlich ein und erscheint darnach als Getriebener, als einer, der vor sich selbst auf der Flucht ist und sich durch Strapazen bis zur Leistungsgrenze geradezu betäubt [Spätestens hier beginnt seine Geistesverwandtschaft mit Camões]. Nicht einmal Todesgefahr ringt ihm ein Stoßgebet ab; folgerichtig gerät Religion in Afrika aus dem Blickfeld, dort herrschen nur dumpfer Animismus und Magie. Selbst der afrikanische Führer Bombay wirkt seltsam unentschieden, scheint vordergründig synkretistischer Moslem, im Kern beinahe Agnostiker.

Auch hier neigt sich also die Linie, sie fällt von höchster religiöser Organisation zu unstrukturiertem Aberglauben; gegenläufig wachsen Unbequemlichkeit des Sindh über die Entbehrungen der Hadj bis zu den afrikanischen Strapazen und Gefahren.

So entwirren sich die Erzählstränge in Afrika, die Dinge geraten einfach und eindeutig, Burton wird ganz auf sich selbst, besonders auf seine Körperlichkeit zurückgeworfen, er kann nicht zum Neger werden, wollte dies auch gar nicht, wirkt schroff und interessiert sich für die trägen, abergläubischen und habgierigen Primitiven einzig als ethnographisches Forschungsobjekt. Was vordem verschleiert blieb, mündet nun offen in die gleichsam sportive Rivalität Spekes. Während Naukaram untergeben war, der Jüngling aus Mekka (fast) gleichrangig, wird Burton jetzt von Speke übertrumpft, der schließlich alleine weiter vorandringt. Dieser schießwütige Schlächter vereint nun als eine Art Schatten auf sich, was Burton zuvor von außen und innen hinderte, und wie zum Hohn schreibt ihm Bombay zarte Gefühle zu (S.374).

Die vordem geschichteten Perspektiven verengen sich auf die ausgeschmückten Erzählungen des afrikanischen Führers, während die Richtigstellungen seines Weibes eine schlichte Entsprechung zu den Nachforschungen des Schreibers bilden, und insgesamt rückt äußeres Geschehen stärker ins Zentrum. Mancher will in diesem Teil ein Abfallen des Romans sehen, indes geht es in Wahrheit um die Fokussierung auf Burton, der selbst "abfällt", indem er sich Gott und Menschen entfremdet und sich an pragmatische Ziele, an die Welt und äußere Güter verliert. In gleichem Maße schwinden auch seine Hoffnungen. So gelesen, wird mit der gleichen hohen Eindringlichkeit geschildert.

Tatsächlich erscheint die ganze Unternehmung absurd, denn die arabischen Händler waren stets

schon vorher da und hatten sich manchen Orts sogar angesiedelt, ferner ergibt sich ein groteskes Mißverhältnis von Einsatz und Ergebnis.

Wiederum scheitert Burton, er entdeckt nicht die Quellen des Nil, bleibt verschuldet, ohne Titel und Rente, aber auch [jenseits des Romans] Speke, der während des Londoner geographischen Streits versehentlich oder absichtlich seiner eigenen Waffe erliegen wird.

Burtons Berichte und Reflexionen folgen einer fallenden Linie; doch wie andere über ihn berichten, läßt verwickelte Strukturen erkennen:

Naukaram weiß wohl am meisten über ihn, unterwirft ihn aber eigenen Zwecken und versucht, zu unterdrücken, was sein eigenes Bild trübt, kann indes den Lahiya nicht täuschen. Das orientalische Gremium kennt den Engländer gar nicht, spricht aber offen, soweit politische Ränke dies gestatten, ebenso seine Zeugen, soweit sie sich nicht selbst belasten, doch irren sie oft. Bombay weiß wenig über Burtons Innerstes, schwadroniert ganz ungehemmt im Familien- und Freundeskreis, um sich ins rechte Licht zu rücken, und gibt damit ein harmloses Gegenbild Naukarams; ihm entspricht er auch in seinen geistigen Fähigkeiten. Alle verfolgen ihre eigenen Zwecke.

Insgesamt ergibt sich also eine zunehmende Öffnung der Erzähler voll innerer Paradoxien, denn zugleich nimmt die Kenntnis ihres Gegenstandes ab. Die private Untersuchung des Schreibers wiederum mündet in die pflichtschuldige Amtshandlung in Mekka, während der afrikanische Führer die Weisen allesamt unbegreiflich findet und damit den rätselhaften Charakter Burtons aus den falschen Gründen noch am besten trifft. Man erkennt wieder, wie überlegt und sorgfältig Trojanow disponiert.

Er stellt die Geschehnisse in einen Rahmen, der zugleich das Grundthema vorgibt, denn auch im Tode scheitert Burton noch, sei es aus mangelnder Vorsicht, sei es aus Resignation, denn sein bigottes Weib übergibt das Tagebuch dem Feuer, aus dem wie Rauch die indischen Schemen steigen und sich zum Beginn der Geschichte verdichten. Am Ende fertigt der Bischof den Priester aus Bequemlichkeit ab und ernennt den Engländer zum Katholiken ehrenhalber, widerruft damit dessen ganzes Streben. Programmatisch gibt der letzte Satz des Romans die persische Kalligraphie im Sterbezimmer wieder: *Auch das wird vergehen*

In Wahrheit wurden unter anderem fast alle Tagebücher vernichtet, damit große Teile dieses Lebens samt vielen unersetzlichen Funden ausgelöscht.

Nach diesem Überblick stellt sich die Einordnung als Abenteuerroman als dreiste Ignoranz heraus, tatsächlich steht nirgends die Aktion voran, nirgends ein äußerer Konflikt, zudem wurden Ereignisse wie das Eindringen in die verbotene Stadt Harar ausgeschieden, die sich kein Trivialautor hätte entgehen lassen; die subtile, aber intensive Spannung erwächst einzig aus den Charakteren.

Aber auch die Auffassung als historischer Roman erweist sich als denkfauler Irrtum, denn niemals mißbraucht der Autor historische Gestalten als Sprachrohr, vielmehr muten gerade die Burton zugeordneten, mit Dokumenten untermischten Abschnitte eigentümlich überzeugend an, wenn man erst einmal die Grundzüge seines Wesens erfaßt hat: Man meint, es könne in Wahrheit nur so oder doch nur sehr ähnlich erfolgt sein. Solche Schlüssigkeit ist ohne Beispiel und einer Untersuchung wert. Sodann werden historische Fakten dem Kunstwillen geopfert, und schließlich wäre ein personaler historischer Roman ein Widerspruch in sich selbst.

Schließlich betont der Autor, daß der Roman auch unsere Gegenwart meine, manches änderte sich kaum, wie sein **Nomade auf vier Kontinenten** zeigt, vieles erbte sich fort, gerade auch die nunmehr postkolonial angepaßte Überheblichkeit des Westens, darüber belehrt schon die abschät-

zige Unkenntnis des Hinduismus, aber auch des Islam durch Vertreter eines wahrhaft widersinnigen Christentums u.v.a.m. Die Grundfragen der Existenz bleiben überdies stets dieselben, nur die untauglichen Antworten wechseln.

Trotz der faszinierenden Charaktere liegt auch kein psychologischer Roman vor, nirgends wird erläutert, denn alle Einsichten muß der aufmerksame Leser selbst gewinnen, und so stürzt eine Zuordnung nach der anderen ein.

Solche Fehlleistungen erweisen nur, daß es die "Kritik", überschwemmt von After- und Pseudoliteratur und durch den Markt entmündigt, verlernt hat, wahre und große Literatur zu würdigen. Wenigstens tritt in den Mißgriffen ein Merkmal großer Texte zutage, nämlich daß sie sich auf verschiedenen Ebenen betrachten lassen und sich häufig begrenztem Fassungsvermögen gleichsam anpassen.

Demgegenüber erklärt sich das Werk als groß angelegte und tiefgreifende Parabel über die conditio humana, über das notwendige Scheitern menschlicher, zumal wahnhaft selbstbestimmter Lebensentwürfe. Im letzten Teil scheint nur das Leben Bombays zu glücken, vielleicht sogar wegen seiner schlimmen Ausgangsbedingungen; er bescheidet sich, in seinen Nachkommen weiterzuleben. Philemon und Baucis treffen wir hier freilich nicht, schon kriecht die Alterskälte in seine Knochen, und die unheilbaren Schmerzen seiner Frau künden vom Zerbrechen der scheinbaren Idylle.

Jenseits konfessionell gebundener und ideologisch festgelegter Autoren erscheinen die Werke der Nachgeborenen wesentlich als Illustrationen zu Kafka, Camus und Beckett, doch könnte dieser Roman über sie hinausführen:

Gerade weil der Begriff öfter im Text begegnet und mitunter ein eigenartiger Humor darauf verweist (*Igno-ramus et' igno-rabimus*. [wir wissen nichts und werden nichts wissen] – *Was bedeutet das?* – *Ich weiß es nicht; ich habe die Bedeutung vergessen*. (S. 367)), könnte man an eine große sufische Lehrrede, ein umfassendes Gleichnis denken. Es zeigt die Eitelkeit und Nutzlosigkeit weltlicher Dinge und Ziele, widerrät, ihnen anzuhangen, lehrt, daß Nichttun gute Frucht bringt, nicht aber blinde Betriebsamkeit, ermutigt, Gnadengeschenke anzunehmen (wobei es unerheblich bleibt, ob Burton gegenüber Kundalini dazu fähig gewesen wäre), endlich die Erleuchtung in Selbstüberwindung und Ich-Abtötung anzustreben. Wer in Gott ist, behält selbst angesichts des Todes sicheren Grund unter den Füßen, und vor der Evidenz innerer Wahrheit muß intellektueller Hochmut schweigen: es ist gleichgültig, ob dahinter eine objektive Realität steht oder nicht.

Man muß kein Erleuchteter sein, denn diese immer gleichen Wahrheiten jeder Mystik leuchten jedem Sucher ein, und fraglos zählt der Autor zu ihnen, auch wenn er noch ganz in der Welt steht.

Einzigartig und ohne Vorbild ist dieser Roman, wiewohl einzelne Autoren eingewirkt haben mögen, zuvörderst J. Conrad, schon weil beide in fremder Zunge Herausragendes leisten und darum ihre muttersprachlichen Zeitgenossen das Fürchten lehren. Freilich erlebt jener ferne Schauplätze als exotisch, während sie bei Trojanow seltsam naherücken (*Omne solum forti patria* dem Starken dient jeder Ort als Heimat), außerdem weiß ein heutiger Leser viel mehr aus den Medien über sie; immerhin werfen sie die Protagonisten und Romanhelden stets auf sich selbst zurück und konzentrieren – paradox genug – auf das Wesentliche.

Anders als der Pole spricht der Bulgare nicht als Moralist, daher tritt nirgends das Böse als äußerer Gegner entgegen; die Handlung treibt kein ethischer Dualismus voran, es geht nicht um Sollen,

sondern um Wollen und Können: Ohne üble Absicht scheitert Burton an seinen Prägungen und Hemmnissen, an seinem eingeborenen Ungenügen, nicht aber an aktuellem Versagen in einer Grenzsituation. Will man Trojanow nicht moralischem Relativismus zuordnen, so wird man wiederum auf die Mystik verwiesen, deren höherer Warte gut und böse als Leerformeln gelten.

Weiterhin unterwirft Trojanow seinen Stoff rigoroser Organisation und erzählt mit größerer Distanz, dennoch suggestiv und mit großer Sogwirkung. Wo Conrad mit üppiger Palette große Gemälde gibt, entwirft der Bulgare Farbskizzen, die zu den Rändern hin verschwimmend nur andeuten, oder auch Holzschnitte mit scharfem Profil.

Allerdings begegnen sich beide Literaten in existentieller Einsamkeit und Trauer, doch wo der Pole noch Raum für vage Hoffnung in menschlichen Werten (*fidelity*) läßt, bleibt diese dem intellektuellen Egozentriker Burton gänzlich versagt, da er sich selbst nicht zu entrinnen vermag. Schon der sehr lesenswerte Erstlingsroman erwähnt Sir Francis Burton, und gewiß stellt die Wahl dieses faszinierenden Mannes einen seltenen Glücksgriff und Glücksfall dar, da Trojanow nur randständige Fakten zu beugen brauchte, um zu seiner paradigmatischen Figur zu gelangen.

Ein Nebenverdienst liegt darin, diesen englischer Allgemeinbildung vertrauten Mann auch Deutschland näher zu bringen, der als einziger unter den Wegbereitern der Kolonisation Sympathie verdient.

Zwar erlebte das Vorbild später noch Tiefen und Höhen, woran seine Frau eigentümlichen Anteil besitzt, denn sie erreichte endlich seine Berufung weg von abgelegenen Orten als Diplomat nach Damaskus, wo sie ihn bald durch ihr Privatmissionieren unmöglich machte. Gealtert kam er endlich in Triest zu annehmlicher Ruhe und späten Ehren wie persönlichem Adel, wo er sich vor allem als mitunter kongenialer, manchmal sehr freier Übersetzer den Literaturen verschiedener Völker widmete. Besonderes Interesse galt erotischer Literatur, doch leider vernichteten die frömmelnden Witwe und Schwägerin auch davon viel. Dennoch greift sein langes, freilich gedanklich ungegliedertes Sinngedicht *Kasidah* (ed. 1880), das durchaus Schönheiten zeigt, alle Religion und Metaphysik schonungslos an; in Byronschem Weltschmerz klagt ein später Zögling einer von Darwinismus und Materialismus zerfressenen Romantik und spricht bewegend von existentieller Verzweiflung und Gottferne: Historische und literarische Figur decken sich im Wesentlichen.

Seit über drei Jahrzehnten verödete der deutsche Roman zu Wüsteneien, selbst die vereinzelten Oasen erodierten mehr und mehr, und Marktschreier und Lohnschreiber narrten mit flüchtigen Trugbildern über den Einöden: eine umfassende Fata Morgana. Nun brach unerwartet und kaum mehr erhofft aus den Tiefen ein reicher artesischer Brunnen auf, der ehemals fruchtbare Landschaften wieder zu frischer Blüte erweckte. Der Weltensammler ist fraglos der größte Roman seither, einer der besten seit dem Kriege überhaupt, und ihm kommt ein hoher Rang zu unter den weltweit geschätzten Werken unserer Zeit. Durchzöge ihn ein anhaltend rhythmischer Puls wie das Beste von Grass, um gar nicht erst von E. Jünger zu reden, oder die (freilich dekadente) Musikalität Houellebecqs, müßte man noch höher greifen; tatsächlich finden sich solche Qualitäten, doch weil ein bei anderen Autoren meist vermißter persönlicher, freilich literarischer Sprachgestus hier die Individuen kennzeichnet, sind wir nicht in Heliopolis oder im Glasperlenspiel. Nicht die Oper, der Roman ist das unmögliche Kunstwerk: Entweder ist es durchgängig hochstilisiert oder "lebensnah". In den zentralen Partien sind Klangmittel häufig, oft steht mehr als eine Zeile in reinen Metren, wobei besonders daktylische Maße auffallen, darunter der bulgarische Rhythmus und seine Varianten. Wie alle wahre Literatur ist auch dieses Werk laut zu lesen.

Wenn Texte sich nicht in Versen gliedern, kann man trefflich über die rechten Akzente streiten, doch sollen hier Beispiele unter dieser Einschränkung metrisch analysiert werden; betonte Vokale in Rot, Daktylen unterstrichen:

Manchmal <u>rülpste die</u> pralle Stadt.

Alles <u>roch wie von</u> Magen<u>säften zer</u>setzt.

Am Straßenrand lag halbverdauter

Schlaf, der bald zerfließen wür<u>de.</u>

Ein Löffel <u>schnitt durch das Fleisch einer</u>

über<u>reifen Papaya</u>, <u>Fußsohlen</u> schwitzten

auf dem <u>Heimweg vom Markt Korjander aus.</u>

So angeordnet, ist dieser Ausschnitt fraglos ein Prosagedicht; 4-Heber, meist trochäisch, (bzw. Enjambement zum Daktylus, dann *Alles* unbetont). / 5-Heber Variante bulgarisch [-v -vv -v -v - (v)] / 4-Heber Jambus / 4-Heber Trochäus, bzw. Enjambement zum Daktylus / 3-Heber Daktylus mit Auftakt, bzw. durchlaufend daktylisch. / 5-Heber, Var. bulg. [-v -vv -v -v -v] / 5-Heber Var. bulg. [-v -vv -v -v -v], bzw. 4-Heber: Koriander aus [-v -vv -v v]. Bulgarisch ist kein metrischer, sondern ein musikalischer Terminus; charakteristisch ist die Kombination von geraden und ungeraden Takten (S. 28).

Freilich wird man den Text kaum genauso vortragen. Das Metrum ist nur Schema, das auch in Lyrik und Drama erst der Sprachrhythmus mit Leben erfüllt. Entscheidend bleibt, daß solche Strukturen häufig begegnen, auch wenn sie meist freier gehandhabt werden, z.B. eine unbetonte Silbe mehr eingeschoben wird. Prinzipiell sind solche Rhythmusanalysen kompliziert, denn meist lassen sie mehrere Auffassungen zu; dennoch würde man z.B. im folgenden reine Jamben erkennen:

Die Luft war düster, voller Rauch und Ruß, zum Atmen ungeeignet. Der kalte, graue Himmel ließ sie schaudern. (S. 203)

Endlich wird die Sprache wieder nachdrücklich in ihr Recht gesetzt, nicht nur bloßes Medium der Mitteilung oder (wenn auch bei Handke hochstilisierter) Selbstverlautbarung, sondern Eigenwert zu sein. Endlich wieder Kunstprosa bester europäischer Tradition statt kunstferner Magersucht und Jargon, dabei ohne jede Verquastheit. Endlich wieder Charaktere, die zur Lektüre verlocken, eine sinnreiche Fabel versprechen und einlösen, nicht farblose Dutzendtypen, die schon in den Windeln verloren haben und mit ihrem Gewäsch einzig anöden.

Endlich kein fruchtloses, plattes Geschwätz über längst verschlissene Befindlichkeitsstörungen und abgeschmackte Klischees (wie Greis vergafft sich in junges Mädchen). Endlich ein Roman, der immer wieder zum Innehalten zwingt, über den man lange nachsinnen kann, den man gleich nach der Lektüre mit Gewinn erneut vornehmen kann. Obwohl, wie gezeigt wurde, der Roman bis in Einzelheiten durchstrukturiert ist, sticht dies nirgends ins Auge, wirkt nichts gemacht; die meisten werden den kunstvollen Aufbau gar nicht bemerken, wohl aber spüren, daß die Dinge im Lot sind. Auch dies macht ein Merkmal jeder großen Kunst aus, daß sie einfacher erscheint, als sie tatsächlich ist, wenn man von elitären, bewußt hochartifiziellen Schöpfungen für erklärte Kenner und Liebhaber absieht.

Einen Riesenschatten wirft dieses Werk über all die Zwerge und Gnomen, über all das, was da weit mehr kreucht als fleucht, über all die Krähen, die auf der Brache völliger Beliebigkeit einander kein Auge mehr aushacken, und es kann kein Zufall sein, daß dem Siechen diese Transfusion aus unverbrauchtem Blut gespendet wird, denn dieses Land scheint unfähig zur Regeneration aus eigener Kraft. So bleibt zu hoffen, daß die Verlage ihre unselige Politik überprüfen, die sie bereits über eine Generation hinaus mehr Jungleser kostet als der Cyberspace, und wieder gezielt nach großen Texten suchen, nachdem sich dieses große Werk auch am Markt zu behaupten weiß. Aber es möge auch die literaturbefähigten Autoren anspornen, die sich steigern könnten. Anknüpfen kann an dieses Werk freilich keiner, es steht alleine und wird ein in allen Facetten funkelnder Solitär bleiben.

Offenbar würdigte bislang kein Rezensent eine besondere, seltene Eigenart: Entgegen fast allen Literaturromanen der jüngsten Zeit gelingt es Trojanow, beinahe allen Inhalt in Handlung zu überführen, vor allem gerade Reflexionen zurückzudrängen, wie sie sich seit Wieland als integraler Bestandteil anspruchsvoller Romane festigten, um die später ausufernden Kundgaben, heute Trivialexhibitionismus innerer Befindlichkeiten gar nicht erst zu erwähnen. Indes wirkte in die nachgereichte Romanpoetik von Anfang an das epische Ideal der reinen Handlung hinein, gerade deshalb konnte der *Don Quijote* rasch als Vorbild gelten. Im auktorialen Roman war dies schier unmöglich, Th. Manns Josephstrilogie bliebe ohne ausgedehnte Erzählerkommentare unverständlich, jegliche Ironie stumpf, wenn nicht aufgehoben. Aber auch nach dem Siegeszug personalen Erzählens fanden sich nur ganz vereinzelt große Romane, die auf handlungsfremde Bestandteile verzichten konnten, allen voran Kafka.

Diese Leistung gelingt Trojanow einmal durch perspektivische Brechungen, also unterschiedliche Beleuchtung des Charakters, dann aber vor allem durch den quasi-heroischen Protagonisten Burton, der sich selbst zuvörderst durch sein Handeln begreift, wenn auch, weil intellektuell, keineswegs darin erschöpft, und dem Leser allein dadurch hinreichend interessant erscheint. Raumgreifende Schilderungen werden abgesetzt, für Indien und Afrika ähnlich einem Prolog, sonst beinahe wie im homerischen Epos konzentriert.

Zur Sicherheit wird angemerkt, daß mit dieser hohen Kunst die 'action' der Trivialliteratur nichts zu schaffen hat.

Ohne solch glückliche Stoffwahl mißlänge der Versuch, allerdings betont schon Trojanows pikaresker Erstling die Handlung, und auch im *Entfesselte*(n) *Globus* kommen gerade die poetischen Texte ohne Reflexion aus, was bei Kurzprosa freilich nicht ungewöhnlich ist.

Abschließend läßt sich sagen, daß die Verschmelzung von Hochmanierismus der Bildsprache und 'Klassizismus' der Form ohne Beispiel dasteht, wobei all die angedeuteten Entsprechungen, Spiegelungen und andere Strukturen allesamt selbst manieristische Setzung, also Poiesis, nicht etwa Mimesis sind. Insofern läßt sich hier an J.S. Bach denken, der aus hochmanieristischen Mitteln eine Art eigener 'Klassizität' schuf, freilich fest auf ein christlich-geschlossenes Weltbild gegründet: Sofern die Literaturwissenschaft noch etwas taugt, wird sie sich anhaltend mit dem Weltensammler zu befassen haben. Daß er ein großer europäischer Roman ist, erkannte Grass richtig, wenn auch mit unzureichenden und meist untauglichen Gründen. Wie hier zu zeigen versucht wird, ist er noch mehr.

Jedenfalls reichen auf Grund all dieser Beobachtungen die Rezensionen bisher nicht zu, und auch die laudationes anläßlich der Preisverleihungen stoßen nicht bis zum Kern vor; allerdings drängt

sich der Eindruck auf, daß sie nunmehr ohne schlechtes Gewissen erfolgen, die Preise werden ja jährlich, also nach dem Kartoffeltheorem vergeben, und wer wurde da nicht schon alles bedacht...

Trojanow stammt als Bulgare vom Balkan, und fraglos werden in unseren Zeiten Autoren mit fremdem Hintergrund, aber auch Minderheiten immer wichtiger, womöglich weil sie die alte europäische Hochkultur mehr zu schätzen wissen als deren leibliche Erben und sie aus anderer Perspektive sehen. Bedeutend ist hier der Kirgise Aitmatow.

Falls es wirklich zu einer Neubelebung kommen sollte, werden wohl auch die marktbeherrschenden Amerikaner auf den Platz verwiesen, der ihnen tatsächlich zukommt. Auch dort sprechen Minderheiten mit, Juden schon länger, aber auch Farbige; Asiaten und Latinos sollten folgen. Alle werden geprägt von den pragmatischen Grundüberzeugungen ihrer Nation, sie alle schreiben im Dienste wirtschaftlichen Erfolges auf den Leser zu und passen sich daher zu weit für große Literatur an.

Kunstprosa findet man nicht, aber oft kurzatmige Sätze, sodann begegnet man jenseits des Underground meist intelligenten Protagonisten aus der upper oder middle class, was eher einen Vorzug bedeutete, mischten sich nicht Klischees und Stereotypen ein. Weiterhin trifft man kaum eine Fabel, sondern meist einen plot, der oft beinahe wie ein Drehbuch auf Spannung hin getrimmt wird, sich dabei nicht allzu sehr um Wahrscheinlichkeit schert. Dies wiederum fügt sich schlecht zu der beherrschenden realistischen Erzählweise.

Kurz, es mischen sich zu viele triviale Elemente ein, die keinen großen Roman im europäischen Verständnis erlauben, besonders aber, weil in aller Regel die Tiefendimension fehlt, die zumal die großen deutschen und russischen Romane auszeichnete. In ihrer amerikanischen Welt der Zwecke und äußeren Realitätsverhaftung können die dionysischen Phantasiai des Untergründigen, Aenigmatischen und Visionären nicht gedeihen, – dergleichen verkümmert allenfalls zu infantiler fantasy –, und genauso wenig die bewußte Poiesis eines durchstrukturiert geformten künstlerischen Kosmos.

So mutet z.B. die Personenkonstellation von **Roth's** *Menschlichem Makel* arg konstruiert an, Nebencharaktere wirken flach, die oft vorhersehbare Handlung zeigt zwar Probleme der Gesellschaft auf, doch können sie allenfalls stellvertretend für andere, größere stehen, niemals aber wird die Tiefe des Paradigmas oder gar der Parabel erreicht. Immerhin wird distanziert erzählt, so daß sich der Leser nicht blind mit den Personen identifiziert. Kein schlechtes Buch, aber gewiß kein großes Werk, und schon gar kein poetisches.

Deutlicher noch treten solche Schwächen bei **Powers** zutage: Im *Klang der Zeit* gerät nicht nur die Personenkonstellation unglaubwürdig, sondern die ganze Handlung dazu. Ausgerechnet in den Antrittsbesuch Stroms bei Daleys bricht die Nachricht von Hitlers Überfall auf Polen, und natürlich muß er später an der Atombombe mitarbeiten. Sonst wirkt seine jüdisch-schwarze Familie (eine Diskriminierung reicht anscheinend nicht) in ihrer Übermusikalität beinahe wie die J.S. Bachs, stößt aber nie zur Komposition vor. Später verursacht die Fingierung von Musikern und Ensembles innerhalb des wirklichen Musikbetriebes Widersprüche, ebenso wie die genaue Chronik der Bürgerrechtsbewegung den Rahmen der Romanereignisse abgibt. Da sich der Held, ein Gesangsstar alter Musik, schließlich trotz böser Erfahrungen als bloßer Beobachter 1992 in schwerste Unruhen begibt, obwohl er niemals aktiv war, stirbt er in L.A. einen gänzlich romanhaften Tod. Wie im Trivialroman fordert die Erzählweise zur Identifikation mit den Helden auf.

Der Autor mag musikalisch sein, doch das schwere Geschütz, aus dem er da durch die ganze

Geschichte der Vokalmusik hindurch Salven feuert, trifft auch die Glaubwürdigkeit schwer. Was da alles von Dienstleistern kam, die in den U.S.A. Autoren mit Material eindecken: Bewältigt ist es nicht. Letztlich geben sich gar noch Spiritual und Gospel ausgebildeten E-Musikern als Quellen wahrer Musik zu erkennen, wobei unterdrückt wird, daß sie nur aus frommem Kinderglauben überzeugen, der bei den meisten besser Gebildeten schwindet; ferner bleibt unklar, wie simpel und wie vermittelt diese Genres sind, tatsächlich sind sie oft europäisch, nur schwarz intoniert und erlebt; selbst der swing stammt von osteuropäischen Juden. Zeigen sich schon alle anderen schwarzen Musikstile, Jazz eingeschlossen, als gleichsam illegitime Kinder europäischer Musik, so wären sie in einem tieferen Sinne ohne das von Weißen verursachte Elend überhaupt nicht das geworden, womit sie berühren. Schließlich wird gar noch Hip-Hop gelobt, der mit verschwindend geringen Ausnahmen sozial einzig schädlich wirkt und widerwärtige Ghettoparolen verkündet, ansonsten einen Tiefstand schwarzer Musik markiert.

Vermutlich liegt es am hohen Abstraktionsgrad bei unmittelbarer Sinnenfälligkeit dieser höchsten Kunst, daß bisher alle Romane, wo sie Musik behandeln, zumindest hochproblematisch (*Dr. Faustus*) geraten oder scheitern (*Schlafes Bruder, Tristanakkord* u.a.).

Vieles ist absurd, etwa daß jeder (!) Amerikaner auch schwarze Ahnen hätte oder daß sich jede Melodie mit jeder anderen kombinieren lasse: Schon die Bluesskalen erweisen sich als unverträglich mit europäischen Melodien, geschweige Maqams u.s.w.

Wahllos wird auch öfter Popmusik erwähnt, zwar z.B. die musikalisch belanglosen Supremes, nicht aber tiefschwarze Interpreten wie Tina Turner. Daß auf wichtige Innovationen nicht eingegangen (Sgt. Pepper nur erwähnt) wird, liegt wohl daran, daß diese weiß waren...

Zu all diesem halbverdauten Bildungsballast treten immer wieder physikalische Spekulationen Stroms über die Zeit, darunter gänzlich abwegige. Demgegenüber agieren die Personen in einem engen Raster historischer Ereignisse und zeigen sich der Zeit als Grunderfahrung menschlicher Existenz besonders unterworfen. Inwiefern aber Musik als eine Kunst in der Zeit mit solchen exzessiven Komplikationen zu tun hätte, bleibt unerfindlich. Daher läßt sich der Eindruck nicht abweisen, daß der Autor ständig Insuffizienzgefühle zu kompensieren trachtet, und vermutlich gesellt er seinen Helden weiße Geliebte nicht zu, um Rassisten zu provozieren, die den Roman sowieso nicht lesen.

Die Schlußutopie einer neuen schwarzen Identität wesentlich aus der Musik heraus kann nicht überzeugen und bleibt Wunschdenken in einer Zeit, da sich die Farbigen jenseits der Ghettos stärker anpassen als jemals zuvor.

Trotz seines echten Anliegens wirkt dieser Roman unglaubwürdig, überfrachtet und aufgebläht, ist künstlerisch insgesamt mißlungen. Im übrigen mag er denen spannend erscheinen, die über die Widersprüche ihrer Lektüre nicht nachdenken.

Dennoch wurden beide Romane von marktschreierischer "Kritik" hoch gerühmt und gepriesen.

Hier wurde versucht, am Beispiel das Dilemma gängiger amerikanischer Literatur aufzuzeigen, aber auch, weshalb solche Bücher nicht einmal in einem Atemzug mit Trojanows *Weltensammler* genannt werden dürfen, der ihnen in jeglicher Hinsicht weit überlegen ist. Dies trifft selbst für den erfreulichsten Beitrag der USA der letzten Jahre zu, nämlich Franzens *Korrekturen*, den man uneingeschränkt als Literatur zu werten hat. Dennoch kann dieser Gesellschaftsroman nicht als paradigmatisch gelten, doch immerhin als exemplarisch: Die Zeiten wandeln sich und die Auffassungen und Normen der Menschen oft gezwungen mit ihnen; das freilich wissen wir seit jeher, aber Franzen versteht es, sein Thema anschaulich, mitunter eindringlich auszuführen. Sehr

amerikanisch mutet freilich an, daß seinen Personen nach allen Niederlagen stets eine Perspektive oder wenigstens Hoffnung bleibt, einzig Hinfälligkeit und Tod ziehen hier die Grenze.

Allerdings fehlt dem Werk komplexe Organisation, und obwohl ich Anteil an den Schicksalen nahm, erlosch mein Interesse an dieser Familie mit dem Abschluß der Lektüre, da bleibt kein "Geheimnis".

Trojanows Buch *Nomade auf vier Kontinenten* fällt allenfalls unter einen weiten Literaturbegriff, indem es Gattungen, Textsorten und Stile mischt, wobei indes die journalistischen überwiegen. Allerdings findet sich auch Experimentelles, indem z.B. häufig originale Satzteile Burtons mit solchen des Autors zu neuen Sätzen gefügt werden. So erweist sich einerseits, daß sich manche Verhältnisse zumal in Afrika seither kaum geändert haben, andererseits aber auch von hier, daß der *Weltensammler* eben kein historischer Roman ist. Manches aus den Vorarbeiten zum Roman schlägt sich hier nieder, dazu Erfahrungen des Verfassers. Leider blieben Fehler stehen, das Buch ist ungleichmäßig, auch findet man hier nicht die außerordentliche Disziplin des Romans. Lesenswert ist es allemal, doch für die Fragestellung nach der Hochliteratur eignet dieser Veröffentlichung derzeit wenig Bedeutung, wenn sie auch womöglich erste tastende Schritte in bisher unerprobte Richtungen setzt.

Zurück zum *Weltensammler*: Zwar hat man das Werk mit Preisen bedacht, und weitere werden folgen, doch verband sich damit nicht die Würdigung, die ihm zustünde. Anstatt in den gültigen Bestand überführt zu sein, ist der Roman im Branchenjargon 2008 "durch". Fast möchte man Argwohn hegen, denn die Konzerne können nicht wollen, daß ihre meist ärmliche "Literatur" im Vergleich als das bloßgestellt wird, was sie ist. Wahrscheinlich wünschen viele, auch gerade mindere Autoren, Werk und Verfasser dahin, wo der Pfeffer wächst.

Ferner läßt sich nicht unmittelbar an diesen Roman anknüpfen – dies ein Kennzeichen des makellos Vollendeten – , das würde selbst Trojanow nicht gelingen, darum kündigte er auch anderes an. Sodann ist er keiner von denen, die jedes Jahr einen notwendig schwachen Roman auf den Markt werfen. Aus all diesen Gründen braucht es Mitstreiter, um eine nachhaltige Wende in unserer Literatur einzuleiten. Auch die Romane, die auf dieser Webseite vorgestellt werden, gehören zur echten Literatur und könnten aufgrund ihres Niveaus diesen Prozeß befördern, würden sie denn bekannter, und das ist nicht pro domo gesagt.

Wenn noch nicht geschehen, sollte der Anhang zu *Lüge Wahnsinn Druckerschwärze* auf dieser Webseite beigezogen werden, damit das Wertungssystem hinreichend deutlich wird. Nachzutragen dazu bleibt, daß die ständig steigenden Absatzzahlen von Hörbüchern insofern etwas hoffen lassen, als über guten Vortrag wieder mehr Gespür für literarische Qualität entstehen könnte.

Der entfesselte Globus

erschien im Februar 2008 und wurde von Trojanow bescheiden *Reportagen* untertitelt. Was sich schon lange angekündigt hatte, lösen diese 195 Seiten ein: Der Autor überführt eigentlich journalistische Texte immer mehr in Literatur und geht darin weiter als seine Vorgänger, unter denen er Kapuściński besonders hervorhebt. Dies beweist vor allem seine Sprache, die immer wieder das Poetische einholt und sich sogar mit concettistischen Metaphern schmückt:

Die Sonne geht unter, der Verkehr auf der nahen Stadtautobahn fließt lichterloh (S. 136, zu Bahrain) oder Netze[n], mit denen er sich in die Welt hineinsüchtelt (S.183) zeigen fortgeschrittene Beispiele.

Des weiteren geben sich einzelne Reportagen als literarische Textgattungen zu erkennen: Oscar in Afrika (S. 18ff.) beginnt nicht nur mit einem Zitat aus der Blechtrommel, sondern erstellt eine bildhafte Groteske, Die Verkostung der Welt eine Satire auf die seltsam weltferne Befindlichkeit neuzeitlicher Kreuzfahrttouristen. Eine erschreckende Stille lag über dem Land ist eine Parabel, indes nicht im herkömmlichen Sinne, sondern aus Tatsachen gewoben. Afrika – Kakafrik – Rikafa belebt das alte bîspel neu, ein exemplum der Anmaßung westlicher Unkultur, wieder andere Texte lassen sich kaum noch einer Gattung zuordnen, tragen aber häufig gleichnishafte Züge. Niemals freilich als bloße Kunstform, sondern stets am Puls der Wirklichkeit, niemals einer platten Realität nachbuchstabierend, die nichts davon wissen will, daß sich Realität einzig im Bewußtsein interpretierend herstellt, sondern entschlossen subjektiv, um tieferer, weil erlebter Wahrheit willen. Wie dies der Leser verstehen soll, legt der Wegweiser am Ende dar, der auf "empathische Annäherung", "existentiellen Erkenntniswert" und "höhere Ebene der Wahrheit" abzielt, z.B. infolge "fiktionaler Durchdringung des dokumentarischen Berichts" (S.188). Letztere begegnet erst vereinzelt, vor allem in "Oscar in Afrika": Dort wird dem selbsternannten 'Mähdrescher Gottes' das Handwerk gelegt, d.h. das Wünschenswerte vertritt die Stelle der Realität.

Alle Beiträge (und darüber hinaus überhaupt Alles) umgreift, was im tiefen Avatamsaka-Sutra Indras Netz heißt: Erst die Maschen bilden das Netz, das Ganze ist mehr als seine Teile, nämlich ein umfassender Sinnzusammenhang. Alle Wesen erscheinen darin als Knoten aus Raum und Zeit; was dem Einzelnen widerfährt, wirkt ins Ganze.¹ Dieses Bild verwirft unsere "Ideologien der Differenz", also des Unterschiedenen, der Egomanie, eben weil altindischer Weisheit zufolge "kein Einzelnes aus individuellen Elementen besteht", Individuum nur Illusion ist.

Nur so läßt sich der innere Zusammenhang der sonst disparat erscheinenden Kurzprosen fassen; zunächst könnte man die drei Themenblöcke Afrika, Indien und Asien überwiegend als Niederschlag postkolonialer Entfremdung und Entwürdigung deuten, nicht aber den abschließenden Bulgarienteil: Alle Texte handeln von Ausgrenzung (hier der Opfer), und in subtiler Weise gilt sie wohl selbst für die Beiträge über exotische Literatur.

Solange die eingeklagten Verstöße gegen Menschenrecht und Menschenwürde selbst im Vorfeld eines EU-Beitrittes Bulgariens keinen aufrütteln und zum Handeln veranlassen, trägt *Indras Netz* nicht mehr.

Der Essay "Götter klonen, Strichcodes lesen" zeigt Entheiligung auf: Selbst ehrwürdige Stätten werden von multimedialem Marketing überflutet und damit entwürdigt; Obszönität erscheint in einmontierten Börsenkursen. "Im Europa der Moderne wurde Gott getötet", immerhin durch ehrbare Forschung, während das, was der Autor in der mißverständlichen Metapher des Götter-Klones faßt, sich schleichend vollzieht und geradezu schamlos anmutet:

Man tut so, als sei alles in religiöser Ordnung und schlachtet sie aus, verbietet die Film-dokumentation des verseuchten Ganges bei Varanasi und überläßt die heilige Mutter Ganga und ihre Zukunft Umweltaktivisten. Hinduistische Kernrituale bilden Versatzstücke indischer Soaps, die darin einerseits zu sinnentleerter Quasifolklore verkommen, andererseits politisch aufgeladen werden.

Auf dem "spirituellen Markt" verkaufen fragwürdige Gurus ihren Anhängern "knitterfreie Designerreligionen"; die unterdes auch massenhaft einheimischen Zulauf finden.

Einerseits meint Klonen die "ultimative Bewahrung des Status quo" im Sinne gleichsam technischer Verfertigung und Reproduktion von leblos-künstlichen Abziehbildern, andererseits

ungeistige Erstarrung, bloßes Axiom anstelle lebendiger Wahrheit.

Tatsächlich erscheint es als Wagnis, derart übergreifende Zusammenhänge in einem knappen Essay zu fassen, dennoch bewährt sich auch hier Trojanows aus eigener Erfahrung und Anschauung gewonnener Zugriff. Weil dieser in meinen Augen zentrale Text die Erosion und Aushöhlung der ältesten Hochreligion durch einen entfesselten Kapitalismus und amerikanische Ungeistigkeit geißelt, scheinen seine Hintergründe wichtig genug, um sie im Anhang zu umreißen.

Trojanow schafft aus engagierter Literatur Modelle längerer Haltbarkeit; zwar kann nicht ausgeschlossen werden, daß sich die subjektiven Perspektiven verändern mögen, doch bleibt sein Zugriff naiv pseudoobjektivem Dokumentarismus überlegen: Schlimmstenfalls zeigte er dann Gültiges am falschen Beispiel.

¹ Indes denke hier keiner an Filamente oder andere astrophysikalische Hypothesen, – altindische Weisheit zeigte sich bisher allen solchen Konstrukten überlegen... Modische "Vernetzung" oder gar "Netzwerk" haben damit erst recht nichts zu schaffen.

Dieser Artikel soll fortgeführt werden, wenn sich neue Gesichtspunkte ergeben.

© VI 2007 Dr. Friedrich Ruff, Ebern. V.1.2: III 2008; V.1.3: V 2008

Anhang zu "Götter klonen, Strichcodes lesen"

Leider setzt der Text nicht nur zuviel beim westlichen Leser voraus, sondern unglückliche Übersetzungen fremder Hand erschweren das Verständnis zusätzlich.

Zunächst muß man wissen, daß die indische Religion im höchsten Grade ritualisiert ist, was unvermeidlich erscheint, weil sie in ihrer Überfülle von Weisheit und Erfahrung weder eine Dogmatik, noch gar ein verbindliches Glaubensbekenntnis vorschreibt. Selbst personale Götter oder irgendein Fortdauern nach dem Tode zu leugnen, ist möglich. Auch mehrheitlich verpflichtende ethische Gebote wie die Ehrfurcht vor dem Leben und das Tötungsverbot von Tieren durchbrechen bestimmte Kulte und tantrische Schulen, wenngleich wiederum meist rituell. Viele Wege führen zum Ziel, sogar anderer Religionen, die nur weniger gemäß erscheinen.

Deshalb gebührt den Einheit stiftenden Ritualen hohe Achtung und es muß befremden, wenn selbst der Dalai Lama (als ein Oberhaupt hochgradig ritualisierten Vajrayanas) sich respektlos genug zeigt, heppernd Photographen mit geheiligtem Wasser zu bespritzen.

Wegen der steten Gefahr bloß formaler Erstarrung muß daran gelegen sein, die uralten Rituale mit Leben und Geist zu erfüllen, umso mehr, als sie im indischen Fernsehen zum nationalistischen Requisit der Hindutva-Partei verkommen.

Zwar bleibt das Göttliche unfaßbar, und dennoch kann es erfahren werden, nicht nur in Erleuchtung (samadhi), sondern auch in den kleinsten Dingen. Das Heilige ist das gänzlich Andere und doch allem Gemeinsame, also eben kein Axiom. Diese Einsicht liegt auch dem Bilde von *Indras Netz* zugrunde.

Gemeinhin wird der Brahmanismus als Polytheismus diffamiert, und in historischen

Erstarrungsphasen geriet er tatsächlich in solche Untiefen, wie sie auch Vulgärhinduismus und Volksfrömmigkeit prägen, die die zahllosen Inkarnationen als selbständige Götter individueller Prägung verehren. Wer sich im Überangebot oft gegensätzlicher Kulte nicht zurechtfand oder nach höherer spiritueller Erfahrung drängte, wandte sich um Führung an einen Lehrer oder Guru.

Ob dieser berufen war, sich nur dafür hielt oder wesentlich vom Macht- und Erwerbssinn bestimmt war, lehrte erst die Erfahrung. Seit dem 20. Jh. treten neben hinduistischen Sekten jedenfalls immer mehr fragwürdige bis zweifelhafte "Gurus" in Erscheinung, zweifelhaft schon darum, weil jeder wahre Weise nur Einzelne oder kleine Gruppen auf meist verschlungenen Wegen leitet.

Den Massen überwiegend westlicher Aussteiger wurden schlichte eklektische Rezepte geboten, die dem Erfordernis einer "Instant-Esoterik" genügten. Heute suchen auch durch den raschen Wandel verunsicherte und desorientierte Inder zunehmend nach neuer Gewißheit, oder, stressgeplagt, auch nur nach zeitsparenden Abkürzungen; "trinity", unscharf mit "Dreieinigkeit" wiedergegeben, assoziiert ebenso die Trimurti aus Brahma, Vishnu und Shiva, allerdings bleibt unklar, worin denn eigentlich die Triaden solcher Designerreligionen bestehen.

Wenn man den tropisch wuchernden vulgärhinduistischen Götterhimmel betrachtet, so schließt er neue Avatare schwerlich aus, womöglich erklärt(e) sich bereits irgendein "Menschheitsbeglücker" dafür, wie überhaupt so mancher Swami oder Guru gottähnliche Verehrung genießt. Von ähnlichen Überlegungen her mag Trojanow die Metapher des Götterklonens zugekommen sein, die zwar in ihrer negativen Besetzung taugt, sonst aber mißverständlich erscheint: Natürlich läßt sich kein Gott klonen, verlöre er dadurch doch seine Göttlichkeit.

Gemeint ist künstliche Reproduktion, wenn nicht gleich die selbstherrliche Verfertigung beliebiger Abgötter: "Gott wird dekontextualisiert, desozialisiert, völlig individualisiert", d.h. gänzlich trivialisiert, zum bloßen Versatzstück. Selbstverständlich können auch die noch so personhaft gestalteten göttlichen Inkarnationen der großen Epen und anderer Mythen per definitionem einzig überindividuell begriffen werden, auch weil sich das Göttliche nicht nur in ihnen als Aspekt verkörpert, sondern alles durchwirkt. Trojanow spricht von "god", also in der Einzahl, und damit vom Urgrund des Brahmanismus.

"holiness is an image without a core, it is an axiom." wurde mit "Heiligkeit ist ein Bild ohne Kern" sinnentstellend übertragen, man setze dafür Idee ohne Wesenskern oder schlicht: leere Hülle. Wenn anschließend ("it is the godfather of all cloned gods.") für godfather "Patin" steht, so gehen die Anklänge an mafiöse Strukturen u.ä. verloren, die offenbar die Klasse der privilegierten Manipulatoren durchwuchern.

Eines ist klar: Wenn materielle Unwerte nicht nur immer breitere Volksschichten bestimmen, – man denke stellvertretend an Mitgiftmord und Abtreibung weiblicher Föten –, sondern auch Indiens Religion und damit seine Spiritualität erodieren und wenn sie schließlich unter den entfesselten Marktkräften zusammenstürzten, dann hätte der Subkontinent nächst seiner Identität seine Seele verloren: Die Menschheit büßte ihre tiefste und älteste Kultur ein, und schließlich würden auch die ihr entsprossenen buddhistischen Bastionen geschleift.

© III 2008 Dr. F.Ruff, Ebern